

ADHARA

Band 1

Die Gestrandeten

Impressum:

© 2017 Wien

Autor: Andreas Neuhold

Co-Autor: Brigitte Neuhold

Cover und Arrangement: Andreas Neuhold

Zeichnungen: Andreas Neuhold und Susanne Wipf

<http://www.adhara.at>

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.com

ISBN: 978-3-99057-061-6 (Hardcover)

ISBN: 978-3-99070-239-0 (Paperback)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors
unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche
Zugänglichmachung.

Inhaltsverzeichnis

Prolog	6
Kapitel 1	
Das unbekannte Land	10
Neun Jahre später auf Eligrand	14
Das Dorf Mingard	20
Der Überfall	28
Atairs Gefangennahme	40
Die Flucht aus Mingard	43
Kapitel 2	
Merak	46
Ein Versuch	56
Der Weg zum Pass	61
Die Passstation	65
Begegnung mit Linnea, einer Magd	67
Kapitel 3	
Atairs Befreiung	75
Die Flucht von der Passstation	88
Der lange Weg ins Ungewisse	97
Meraks Freunde	101
In den Tod geschickt	104
Kapitel 4	
Eine gefährliche Entdeckung	117
Glückliche Gefühle	126
Siana	130
Meraks lustige Spiele	147

Inhaltsverzeichnis

Wo ist Linnea?	152
Sianas Tod	156
Kapitel 5	
Fides, als Retter in der Not	160
Das Unwetter	163
Zurück zur Valentina Roja	166
Lynchjustiz	170
Kapitel 6	
Linneas Befreiung	177
Neue Erkenntnisse	182
Sianas Tagebuch	185
Der lange Weg nach Shishapan	191
Kapitel 7	
Die Erlebnisse im Kloster	205
Sorge um Adhara	233
Venice und Susanna	237
Prans Herzensprüfung	250
Kapitel 8	
Der Aufbruch	257
Adharas Erinnerung – Der Absturz	260
Menschenopfer	269
Solies Traum	276
Kapitel 9	
Rettung in letzter Minute	283
Am Ende der Flucht?	294

Inhaltsverzeichnis

Atairs geheimer Plan	304
Die Verfolgung Venices	306
Sianas Vermächtnis	315
Kapitel 10	
Verschleppt nach Baidu	321
Begegnung mit Baidu, dem Herrscher	325
Venices Entscheidung	334
Die schwierige Heilung	340
Kapitel 11	
Ein neuer Lebensabschnitt	347
Die Belohnung	360
Der gefährliche Schmuck	366
Das Frühstück mit der Herrscherin	376

Prolog

Ein ohrenbetäubendes Grollen und Zischen drang durch die Stille, das schnell näher kam. Ein rundlich aussehendes Gebilde raste auf den Wald zu und zog einen langen Schweif aus Feuer und Rauch hinter sich her. Panisch kreischend flogen die Vögel hoch, als die Kugel aus Stahl die ersten Baumwipfeln streifte.

Mit brachialer Gewalt und hoher Geschwindigkeit zog sie eine breite Schneise durch den dichten Wald. Das Geäst wurde wie bei einer Explosion durch die Luft geschleudert und das Krachen der Bäume war weithin zu hören. Das Flugobjekt verlor schnell an Höhe und hinterließ in dem dichten Wald eine breite Spur der Verwüstung.

Der Boden bebte, als das Gebilde einen langen tiefen Graben schlug und nach einigen hundert Metern rauchend zum Stillstand kam. Brandgeruch breitete sich aus und die zusammengeschobenen Holzteile drohten durch die Reibung Feuer zu fangen.

Als die ersten kleinen Flammen sichtbar wurden, strömte aus dem Flugobjekt weißer schwerer Nebel. Er senkte sich auf die nähere Umgebung und entzog ihr den Sauerstoff. Wenige Augenblicke später waren die aufkeimenden Flammen erstickt und es herrschte unheimliche Stille.

Der laue Wind schaffte es nicht schnell genug, den weißen Rauch zu vertreiben, der mittlerweile das runde Ding eingehüllt hatte. Langsam öffnete sich die Kugel und der Rauch zog in das Innere. Hustend krochen eine junge Frau mit langem dunklen Haar und ein kleines blondes Mädchen aus der Öffnung.

Sie stolpern aus dem weißen Nebel heraus und versuchten am Boden kniend, Sauerstoff in ihre Lungen zu bekommen. Nachdem die beiden sich halbwegs erholt hatten, blickte sich die junge Frau verwirrt um.

„Wo bin ich hier? Diese Gegend kenne ich nicht“, ihr Blick wanderte durch die breite Schneise zum Himmel hinauf. „Ich sehe die Valentina Roja vor mir. Waren wir nicht weit draußen im All und erreichten unser Ziel? Warum bin ich nun hier?“

Das kleine Mädchen rief nach seiner Mama und die junge Frau blickte zu ihm hin: „*Meint sie mich? Kann das sein? Sie ist mir vertraut und doch fremd. Ich erinnere mich nicht... liegt es an der harten Landung oder an meinen höllischen Kopfschmerzen?*“

Mittlerweile war das Mädchen bei der Frau angekommen und umklammerte deren Bein. Fest presste es sich daran, begann zu weinen und rief unentwegt nach seiner Mama.

„Das arme Kind, es wirkt so klein und hilflos, ich muss ihm irgendwie helfen“, behutsam berührte sie den Kopf des Mädchens und blickte dabei zu ihm hinunter. Langsam beruhigte sich die Kleine und sah dankbar in das Gesicht der jungen Frau. Sie ließ das Bein los, zeigte auf die Hüfte der jungen Frau und fragte: „Hast du ein Aua Aua?“

„Mein Kopf tut weh, aber...“ mit Entsetzen bemerkte sie nun das Blut und der Schmerz machte sich bemerkbar. „Oh nein“, dachte sie erschrocken, „ich bin verletzt, wieso hab ich das nicht bemerkt?“ Sie presste nun ihre Hand auf die Wunde und schloss ihre Augen.

„Was ist jetzt wieder? Es drängen sich schon wieder Bilder in mein Bewusstsein. Ich sehe das stahlblau lackierte Frachtraumschiff, das sich von der schwarzen Umgebung des Weltalls abhebt. Es hat eine gewisse Eleganz...und... und...verflixt, ich glaub ich träume. Es muss ein Traum sein, sonst könnte ich mich doch erinnern, oder...?“

Langsam öffnete sie ihre Augen und stellte mit Entsetzen fest: *„Es ist kein Traum. Ich muss meine Wunde versorgen, sonst verliere ich mein Bewusstsein und sterbe.“*

Dann ist auch die Kleine verloren. Vielleicht finde ich in dem runden Ding etwas...“ Noch immer die Hand auf die Wunde gepresst, eilte sie zurück zu dem Stahlgebilde.

Mittlerweile hatte sich der weiße Nebel auf den Boden gesenkt und sie gelangte ungehindert hinein. Als bald drang heftiges Fluchen und Wehklagen aus dem Flugobjekt.

Neugierig kletterte das kleine Mädchen hinein und fragte: „Tut es weh?“

Die Frau nickte nur stumm. Ihre Augen trännten von den permanenten Kopfschmerzen und dem quälenden Ziehen der Hüftwunde. Im Beisein des Kindes verkniff sie es sich, weitere Kraftausdrücke laut auszusprechen.

„Komm Mädchen“, sagte sie leise, „setzen wir uns kurz hin und ruhen uns aus.“

„Ich bin aber nicht müde“, erklärte die Kleine sofort, kletterte aber auf einen Sitz.

„Bleib trotzdem in meiner Nähe“, flüsterte die Frau schwach. Sie schloss ihre Augen und eine vertraute Stimme drang im Traum auf sie ein:

„Wir erreichen die ersten Zielkoordinaten in zwanzig Minuten, die Plätze einnehmen, alles sichern.“ das war der erste Navigator... jetzt ist die Stimme wieder weg und ich sehe meine Freunde, die Crew. Sie

stehen an den Fenstern oder Monitoren und bewundern die Aussicht. In der Ferne sieht man bereits das bunte Glühen des riesigen Nebels einer Supernova. Als Gianer weiß man, dass sich dort die wertvollen Ressourcen befinden, die unser Heimatplanet braucht... meine Heimat, wie heißt sie noch schnell ...? Gia.. Gia.. ach ja, Gianmarun. Das dringend benötigte Erz lagert auf dem Frachter, die... die... ich kann mich an den Namen nicht erinnern.“

Die junge Frau erwachte und umfasste mit den Händen ihren Kopf. „Diese verdammten Kopfschmerzen“, entfuhr ihr leise und ihr Blick fiel auf das Mädchen, das in dem Sitz friedlich schlief.

Der Anblick entlockte der Frau ein liebliches Lächeln: „Das kleine Ding, das nicht müde war. Wie süß sie ist“, bemerkte sie halblaut und wurde im nächsten Moment nachdenklich. „Wie heißt das Mädchen? Wieso saßen wir beide in diesem Ding?“

Der Traum...was hatte ich gerade geträumt?“

Verzweifelt versuchte sie sich zu erinnern und schloss erneut die Augen. Andere Bilder drangen in ihre Gedanken, die aber immer mehr verblassten.

„Was ist denn los mit mir“, dachte sie verzweifelt, „ich verliere die Erinnerung und gleich meinen Verstand...! Reiß dich zusammen“, ermahnte sie sich selbst, „du musst stark bleiben, das kleine Mädchen braucht dich. Ich muss meine Verletzung neu verbinden sonst verblute ich. Dann bin ich dem süßen Ding keine Hilfe. Wasser, wir brauchen Wasser...“

Ihre Gedanken spielten verrückt und sie versuchte, sich zu beruhigen. Erneut riss sie die Augen auf und legte sich einen neuen Verband an.

Sie fand einen kleinen Behälter, in dem Wasser war. Bevor sie das Kind sanft weckte, befestigte sie den Wasservorrat an ihrem Gürtel: „Hallo Kleines, aufwachen! Wir müssen von hier weg.“

„Wohin?“ fragte es verschlafen.

„Wir brauchen dringend Wasser, denn das hier wird nicht lange reichen“, antwortete die Frau und überlegte, „ich darf ihr nicht zeigen, dass ich unsicher bin und mich hier nicht auskenne.“

Sie nahm das Kind an der Hand und verließ mit ihm das Flugobjekt. Jeder Schritt schmerzte und sie schlügen sich durch die Wildnis. Kein Weg oder Pfad war zu sehen, nur dichter Wald.

Die junge Frau hatte unterwegs zahlreiche Erinnerungsbilder, die im nächsten Augenblick vergessen waren. Sosehr sie sich auch anstrengte, sie blieben ihr verborgen. Das machte ihr Angst. Angst, die sie nur mit

Mühe niederkämpfte. Sie musste stark bleiben, was ihr aber immer schwerer fiel.

Von dem Wasservorrat bekam nur das Mädchen zu trinken, da die Frau nicht wusste, wann sie neues fand. Gegen Abend verbargen sie sich in einer Baumhöhle und schliefen erschöpft ein.

Am nächsten Morgen wusste die junge Frau nur noch, dass sie Wasser finden musste. Sie konnte sich auch nicht mehr entsinnen, woher sie die Verletzung hatte, die ihr immer mehr zusetzte. Langsam schlepppte sie sich mit dem kleinen Mädchen durch den Wald und die junge Frau spürte, wie ihre Kräfte schwanden...

Kapitel 1

Das unbekannte Land

Die friedliche Stille einer Waldlichtung wurde jäh durch das Knacken von morschen Ästen unterbrochen. Mit entsetzten Kreischen flogen erschrocken die Vögel hoch und wechselten aufgeregt von einem Baum zum anderen. Auch das Rascheln vom Laub ließ vermuten, dass sich irgend etwas auf die Lichtung zubewegte.

Die junge Frau stolperte aus dem Wald heraus und konnte sich kaum mehr auf den Beinen halten. Ihr langes, dunkles Haar war zerzaust und ihre Lippen waren aufgesprungen. An ihrer Kleidung waren einige Risse zu erkennen, an denen getrocknetes Blut klebte. Entkräftet brach sie schließlich zusammen und blieb reglos liegen. Sie hatte ein kleines Mädchen bei sich, das nicht älter als vier Jahre sein konnte. Das Kind stupste ihre Mutter immer wieder an: „Mama, bitte steh auf.“ Doch die junge Frau zeigte keine Reaktion und das Mädchen begann bitterlich zu weinen.

Mühsam öffnete ihre Mutter die Augen. „Verzeih mir bitte, aber ich kann nicht...“, brachte sie noch flüsternd hervor. Instinktiv verstand die Kleine, dass es ihrer Mutter wohl sehr schlecht ging und ihr Weinen wurde verzweifelter. Die entkräftete, im Gras liegende junge Frau hörte das klägliche Weinen ihrer Tochter, aber ihr Körper gehorchte nicht mehr. Sie wusste nicht, wie lange sie abwesend war, bevor sie bemerkte, dass die Kleine still war.

Als sie versuchte, ihre Augen zu öffnen, konnte sie schemenhaft einen Mann erkennen. Er sprach sie mit sanfter Stimme an, aber sie war zu schwach für eine Antwort. Sie spürte, wie er sie hochhob und dabei zu dem Mädchen sagte: „Hab keine Angst, ich helfe euch. Wie heißt du denn?“

„Solie“, kam es zaghaft von der Kleinen.

Zeitweise gelang es ihrer Mutter, die Augen länger offen zu halten und sie blickte auf den Mann, der sie fest und doch behutsam auf den Armen hielt. Ihr fiel der Namenszug an seiner Kleidung auf, da sie einen ähnlichen Aufnäher hatte.

Nach einiger Zeit des Wanderns entdeckten die drei ein kleines idyllisches Bergdorf und die Frau meinte so etwas wie ein erleichtertes ausatmen ihres Retters zu spüren.

Die Bewohner waren einfache Bauersleute und lebten teils vom Fischfang aus dem nahem See sowie vom Anbau von Gemüse und Getreide. Die Frau hörte, wie ihr Retter um Hilfe bat, aber die Bewohner warfen ihm nur eigentümliche Blicke zu. „Warum reagierten

diese Leute denn nicht?“

Mühsam öffnete sie erneut die Augen. Sie bemerkte die starren Blicke, die auf ihrem Retter und ihr selbst ruhten. Auf manchem Antlitz mischte sich auch Furcht dazu. Wieder vernahm sie seine flehenden Worte, aber einige machten erschrocken einen Schritt zurück. „*Wieso helfen sie uns nicht?*“, dachte die verletzte junge Frau verzweifelt. „*Liegt es an unserer Kleidung? Die Bewohner hier sehen ganz anders aus.*“

Solie klammerte sich ängstlich an die herabhängende Hand ihrer Mutter und begann erneut zu weinen. Offenbar half das ein wenig, denn von einer Frau änderte sich nun der Gesichtsausdruck und sie kam vorsichtig näher, obwohl die übrigen ihr etwas in einer eigentümlich klingenden Sprache nachriefen.

Nun erschrak die verletzte Frau unmerklich und dachte: „*Wo sind wir hier? Sie verstehen uns nicht. Träume ich oder bin ich schon tot?*“ Sie schloss verzweifelt ihre Augen. Offensichtlich erweichte die weinende Solie das Herz der Frau, die das kleine Mädchen ansprach. Ihre Stimme klang sehr sanft. Obwohl Solie die Worte der Frau nicht verstehen konnte, wusste sie instinkтив, dass ihr gerade Hilfe angeboten wurde. Also nickte das kleine Mädchen nur.

Die freundliche Frau deutete dem Mann, ihr zu folgen und steuerte auf eine etwas abgelegene Hütte zu. Solies Mutter spürte, wie sie sanft in ein Bett gelegt wurde und hob ihre Augenlider ein wenig.

Sie sah die Dorfbewohnerin bei ihr stehen, welche wieder mit milder Stimme sprach. Dadurch schien die verletzte Frau tatsächlich ruhiger zu werden. Als die Retterin dies erkannte, eilte sie aus der Hütte, welche nur aus einem Raum bestand. Das kleine Fenster an der Seite war die einzige Lichtquelle, durch das etwas Sonnenlicht hereinschien.

Es dauerte nicht lange und die nette Frau kam mit einem Holzeimer zurück, welcher mit frischem Wasser gefüllt war. Über ihrer Schulter hingen einige Tücher, die sie aufs Bett legte.

Sie gab dem Mann mit Gesten zu verstehen, den Raum zu verlassen und begann dann vorsichtig, der Verletzten die Kleidung auszuziehen. Solie wich dabei ihrer Mutter nicht von der Seite, die manchmal leise stöhnte.

Als die Wunden gereinigt und verbunden waren, blickte sie dankbar ihre Helferin an, die sie fürsorglich zudeckte. Solie umarmte ihre Mutter so gut es ging und vergrub ihr tränennasses Gesicht in der Decke. Mühsam hob ihre Mutter den Arm und legte ihn auf Solies Kopf. „*Nicht weinen*“, flüsterte sie ihrem Kind zu, „*es wird schon wieder. Ich*

bin nur sehr müde...“

~ * ~

Tage später auf dem weit entfernten Planeten Gianmarun. Die Amtsübergabe hatte ihn sehr angestrengt, doch nun war es geschafft und er konnte sich als ehemaliger Chef des Handelshauses Norumdroska bezeichnen. Doch von Ruhe war noch nichts zu spüren, er hatte es eilig. Schnell betrat er die Eingangshalle eines privaten Raumhafens. „Guten Tag, meine Herrschaften“, grüßte er freundlich das Personal, „ich muss mich beeilen, ist mein Gleiter bereit?“

Er wurde umgehend zu seinem Raumgleiter gebracht, in welchem der Pilot schon wartete. Der kurze Flug durch den Orbit endete auf der Dockingstation für große Frachtraumschiffe. Dort wurde der Handelsmann schon mit Ungeduld erwartet und in einen Konferenzsaal gebracht. Die Belegschaft begrüßte ihn herzlich, so wie in alten Zeiten, als er noch das Amt des Präsidenten innehatte.

„Ich muss mich für die entstandene Verspätung entschuldigen“, verkündete er am Rednerpult, „aber die Amtsübergabe war nicht so einfach wie geplant. Es hat länger gedauert und ich wollte mich persönlich von allen verabschieden und Euch für die großartige Arbeit danken, die hier geleistet wurde und noch weiterhin geleistet wird...“

Ungeduldig wartete die Belegschaft auf das Ende der Ansprache, da das Buffet fertig aufgebaut war. Die lockere Stimmung bei Speis und Trank wurde jedoch plötzlich durch eine wichtige Mitteilung unterbrochen.

„Die Valentina Roja wurde als vermisst gemeldet! Alle Stabsoffiziere sofort in der Leitstelle melden.“

Der ehemalige Chef sagte mit einer gewissen Genugtuung: „Die Regierung übernimmt und Ihnen geht gleich das größte Frachtraumschiff verloren.“

Er sah in tief betroffene Gesichter und fügte hinzu: „Meine anwesenden Damen und Herren, Sie werden sicherlich verstehen, ich fühle mich noch immer verantwortlich und werde Sie bei der Suche unterstützen.“

Dies brachte ihm mächtigen Beifall ein und sie wünschten sich lauthals ihren alten Präsidenten zurück, bevor sie der Aufforderung folgten.

~ * ~

Einige Wochen waren seitdem vergangen und Solies Mutter war wieder einigermaßen bei Kräften. Sie bewohnten nach wie vor die kleine Hütte und auch weiterhin sorgte die freundliche Frau für das Wohl der ungewöhnlichen Familie. Die anderen Dorfbewohner akzeptierten sie, blieben jedoch auf Distanz. Die kleine Familie spürte selbst, dass sie

anders waren, aber woher sie wirklich kamen, war auch für sie ein Rätsel.

Allmählich lernten sie die hiesige Sprache sprechen und beteiligten sich an dem einfachen Leben. Bald verloren auch die übrigen Bewohner die Scheu vor ihnen. Sie wurden ein Teil der kleinen Dorfgemeinschaft, blieben aber immer die Fremden.

~ * ~

Ein Monat später auf Gianmarun in der Zentralhauptstadt Zoltend.

Nachdem es offiziell war, dass die Valentina Roja als vermisst galt, wurde zu Ehren der Passagiere und der Crewmitglieder eine Hoffnungsfeier abgehalten.

In der Empfangshalle waren mannshohe Displays aufgestellt, die jede einzelne vermisste Person mit Namen und Bild darstellte. Ein Film lief, der den Werdegang von Geburt bis zum Betreten der Valentina Roja zeigte. Vor jedem Display standen Blumengestecke mit hoffnungsvollen Slogans.

Die Offizierinnen der Flugakademie trugen eine schlichte Uniform und nahmen den besorgten Gästen die mitgebrachten Blumen ab. Sie stellten sie in zahllos vorhandenen Vasen liebevoll unter das betreffende Bild und versorgten sie mit Wasser.

Die großen Türen zum Staatssaal wurden geöffnet und die Offiziere der Akademie standen in ihrer Ausgehuniform Spalier.

Sie erwiesen ihre Anteilnahme, als die Angehörigen, Freunde und Bürger von Gianmarun den Saal betraten.

Der Saal war in den Farben der Valentina Roja in Dämmerlicht getaucht. Auf der Bühne wurde die Kennung des großen interstellaren Frachtraumschiffes als Willkommensgruß projiziert. Niemand wollte die Hoffnung aufgeben, dass der Frachter gefunden wird, obwohl jede Spur von ihm fehlte.

Auf der Bühne standen der Admiral des Militärs, die Registratoren aller Zonen Gianmaruns und der Präsident. Jeder erahnte das Schicksal der Besatzung, aber keiner sprach es aus. Im Herzen jedes Einzelnen lebte die Hoffnung weiter.

Ein junges, vielleicht sechsjähriges Mädchen riss sich von der Mutter los und lief zur Bühne. In der Hand hielt sie einen kleinen Blumenstrauß und blieb verzweifelt vor der hohen Bühne stehen. Sie begann zu weinen, als jeder Versuch hinaufzukommen scheiterte. Eine Offizierin nahm sie behutsam und hob sie auf die Bühne hinauf. Mit Tränen in den Augen lief die Kleine zu einem der Anwesenden und

übergab ihm die Blumen. „Bitte, bitte bring mir meinen Papa wieder zurück.“

Mittlerweile war auch die Mutter nach vorn gelaufen und entschuldigte sich bei der Offizierin. Diese holte das kleine Mädchen von der Bühne herunter und übergab sie mit tränengerührter Stimme der Frau. „Sie hat nur ausgesprochen, was wir uns hier alle wünschen, dass wir sie finden und wieder nach Hause bringen.“

Leise begann sanfte Musik zu spielen und stimmte alle für eine besinnliche Andacht ein. Die Worte der Sprecher waren jedoch nichts im Vergleich zu der Aussage des kleinen Mädchens.

Neun Jahre später auf Eligrand

Aus der kleinen Solie war ein hübsches Mädchen mit blonden langen Haaren geworden und sie überragte ihre gleichaltrigen Spielgefährten um einige Zentimeter.

Noch immer konnten sich die drei nicht an ihre Vergangenheit erinnern, so kam es, dass sie zu einer Familie zusammenwuchsen. Während ihre Mutter mit den anderen Frauen auf den Feldern arbeitete, spielte Solie mit den Kindern am Strand.

Weitab der lärmenden Schar, saßen die Männer am Ufer des kleinen Sees und fischten. Die Sonne brannte und der blaue Himmel war fast wolkenlos. Nur vereinzelt zogen kleine weiße Wölkchen über das kleine Dorf und verschwanden hinter den Bergen.

Solies Mutter kam nach einiger Zeit vom Feld zurück und beobachtete lächelnd die ausgelassen spielenden Kinder. Sie trug das mitgebrachte Gemüse ins Haus und ließ die Tür offen. Ein plötzlicher Windstoß schlug diese zu, als sie sorgfältig das Essen auf den Tisch legte.

Erschrocken trat sie vor das Haus und betrachtete die kleinen weißen Wolken am Himmel. Sie ließ ihren Blick über die Berge gleiten, als ihr der nächste heftige Windstoß ins Gesicht blies. Nach der Böe war es still, kein Vogel zwitscherte oder flog herum. Von Weitem hörte man ein dumpfes Grollen, obwohl die Sonne noch schien und eine bedrohlich dunkle Wolke schob sich hinter dem Berg hervor.

Die vorher noch herumtollenden Kinder waren nicht zu sehen und die Frau rief besorgt nach ihrer Tochter: „Solie, wo steckst du? Bitte komm schnell ins Haus, es wird gleich regnen.“

„Ich fürchte, es wird nicht nur regnen“, wurde sie von ihrem Mann angesprochen, als er sie rufen hörte, „ich schlage vor, du schließt inzwischen die Fensterläden und ich suche unsere Tochter.“ Als der

Vater dem Seeufer zueilte, kamen ihm die anderen Kinder entgegen. Auch die Männer mit ihren gefangenen Fische hasteten nach Hause. „Habt ihr Solie gesehen?“ rief er ihnen nach, doch sie schüttelten nur die Köpfe, ohne anzuhalten.

Die Wolke lag jetzt über dem See und ließ ihn unheimlich erscheinen. Der Wind blies heftiger und schaukelte die Wellen höher.

Die ersten dicken Tropfen fielen und Solies Vater rief immer wieder nach seiner Tochter. Er horchte angestrengt und konnte sie erst bei einer kurzen Sturmpause hören.

Endlich fand er sie unter einer auf Stelzen gebauten Hütte stehen. „Hallo, mein Kind, da bist du! Was tust du da darunter?“, rief er laut gegen den Wind ankämpfend, „Komm schnell nach Hause.“

„Ich wollte den Regen abwarten, um dann weiter zu spielen!“, schrie Solie zurück, damit ihr Vater sie auch hören konnte. Er kroch gebückt zu Solie unter die Hütte und schüttelte seinen Kopf. „Das kannst du vergessen“. Er nahm seine Tochter an der Hand und sie rannten los. Mittlerweile goss es in Strömen und als sie bei ihrem Haus ankamen, war keine trockene Stelle mehr an ihnen. Solies lange blonden Haare hingen triefend nass herunter und ihre Kleidung klebte am Körper.

Solies Mutter hielt den beiden Tücher entgegen und half dem jungen Mädchen beim Abtrocknen. Sie versorgte beide mit frischer Kleidung, während das Donnergrollen zeitweise in ein fürchterliches Krachen überging. Die Blitze zuckten unaufhörlich über die Häuser hinweg. Dazwischen rüttelte der Wind an den Fensterläden, als ob er um Einlass bat.

Der Mann strahlte Ruhe und Geborgenheit aus, obwohl er sich ein wenig Sorgen machte, da er ein so heftiges Unwetter nicht erwartet hatte. Mit trockenen Kleidern kuschelten sich die drei aneinander und die Frau bemerkte sorgenvoll, als es zu hageln begann: „Auch das noch, hoffentlich hält das Dach. So etwas habe ich noch nie erlebt.“

Die Hagelkörner prasselten auf das Dach und kühlten die Temperatur herunter. Fröstelnd stand die Frau auf und holte eine Decke: „Es ist kalt geworden. Hier, Solie, leg sie dir um, sonst wirst du wieder krank.“ Ohne großen Widerspruch befolgte das Mädchen den Wunsch ihrer Mutter.

Vor der Tür tobte der Sturm und die Wassermassen schossen in Sturzbächen durch das kleine Dorf. Es hatte nicht den Anschein, als würde das Unwetter bald zu Ende sein, denn mittlerweile konnte man nicht unterscheiden, wann ein Donner begann und wann er aufhörte. Die Blitz erhellten die Stube, obwohl die Fensterläden geschlossen

waren.

Eine orkanartige Windböe rüttelte so heftig an der Tür, dass diese krachend aufsprang und hin und her gerissen wurde. Der Mann sprang hoch und versuchte sie wieder zu schließen, doch es waren Teile der Verriegelung herausgerissen worden. Er blickte zu dem naheliegenden Berghang hinüber und ließ die Tür entsetzt los.

Mit zwei großen Schritten war er bei den beiden Mädels und schrie erschrocken: „Adhara, Solie, packt schnell das Notwendigste ein, wir müssen hier weg.“

Er selbst half eiligst mit und raffte, was ihm nützlich erschien, in eine ausgebreitete Decke. Als sich Adhara gehetzt in der Hütte umsah, fiel ihr Blick auf ihre seltsame Kleidung. Bevor der Mann die Decke zusammenband, packte sie die beiden Exemplare dazu, so dass Solie ihre Mutter genervt ansah: „Wozu nimmst du denn die mit?“ Ihr Vater drängte zum Aufbruch und warf sich die verknottete Decke über die Schulter.

Als sie vor das Haus traten und knöcheltief im Schlamm versanken, blieben Adhara und ihre Tochter wie angewurzelt stehen. Eine braune, zähe Masse wälzte sich langsam den Berg hinunter. Die beiden starnten auf diese Schlammlawine, als der Mann sie anschrie, um den Donner zu übertönen: „Kommt, wir müssen versuchen eine Anhöhe zu erreichen! Das kann keiner aufhalten, wenn uns die Masse davon reißt, sind wir verloren!“

Es fiel ihnen schwer, über den weichen und tiefen Boden zu laufen. Sie mussten die Wassermassen durchqueren, die durch das Dorf schossen. Kleinzeug und Astwerk, welches mitgerissen wurde, trafen schmerzlich ihre Beine und brachten sie ins Wanken. Sie rutschten immer wieder aus und konnten nur im letzten Moment einen Sturz verhindern.

Die anderen Dorfbewohner kämpften sich ebenfalls durch das Unwetter, um der Schlammlawine zu entkommen. Hilflos musste Adharas Mann mitansehen, wie manche ausrutschten und in den Fluten verschwanden. Er konnte ihnen nicht helfen, da sie zu weit entfernt waren und der Weg, den er mit seiner Familie bis zum Hügel zurücklegen musste, verlangte ihm alles ab.

Sie hatten nicht nur mit dem weichen Boden und dem Wasser zu kämpfen, auch die orkanartigen Windstöße brachten sie zusätzlich in Bedrängnis. Mit letzter Kraft erreichten sie den Fuß des Hügels und Adhara zog sich an den Ästen hoch.

Sie half Solie, die schon ganz entkräftet war. Ihr Vater war stets hinter ihr und bereit, seine Tochter aufzufangen, falls sie den Halt verlieren

sollte. Nach dem kräfteraubenden Aufstieg lehnten sie sich erschöpft gegen einen Baum und sahen sich um. Erleichtert bemerkte er, dass es die meisten Dorfbewohner auch geschafft hatten, ihr nacktes Leben zu retten.

Ein Haus nach dem anderen wurde von dem Schlamm zerstört oder von den Wassermassen weggerissen.

„Unser Haus...“ schrie Solie entsetzt auf und begann zu weinen. Sie mussten mitansehen, wie ihr wenig Hab und Gut in den Fluten weggeschwemmt wurde. „Wo werden wir jetzt wohnen?“, fragte Solie, während sie zitternd auf die Tragödie im Tal hinunter sah. „Müssen wir jetzt sterben?“, schluchzte sie und klammerte sich dabei an ihre nasskalte Decke.

„Nun, ganz so schlimm wird es wohl nicht kommen“, versuchte der Vater sie zu trösten, „wir leben ja noch und sind nicht ernsthaft verletzt.“

Ihm war selbst kalt und er drückte seine Mädchen fest an sich. Zuversichtlich fügte er hinzu: „Noch ist nicht alles verloren. Wenn das Wetter besser wird, werden wir weitersehen.“

Während Solie noch leise weinte, blickte Atair auf das verwüstete Dorf hinunter. Sie hatten Glück gehabt, dass der Sturm die Tür zerstört hatte. Durch diesen Umstand hatten sie es gerade noch rechtzeitig geschafft, aus der Gefahrenzone zu kommen. Jetzt hätten sie keine Chance mehr, denn mittlerweile waren der Wasserlauf und die Schlammawine vereint und ergaben einen reißenden Fluss.

Der See war inzwischen über die Ufer getreten und hatte die Hütte zum Einsturz gebracht, unter der sich Solie vor den Regen versteckt hatte. Einige Stunden vergingen, bevor das Gewitter weiterzog. Es war nur noch leises Donnergrollen zu vernehmen, aber der Regen wollte einfach nicht aufhören.

Auch der Wind hatte nachgelassen, er blies nicht mehr so heftig und das dichte Blätterdach des Baumes hielt ein wenig die Nässe zurück. Der Mann sah sich auf dem Hügel um und Adhara fragte verwundert: „Atair, mein Liebling, was suchst du denn?“

„Ich halte Ausschau nach größeren Steinen, denn ich habe das Gefühl, dass wir hier eine Weile bleiben müssen“, gab er zurück, „aber ich möchte mich nicht unbedingt auf den durchweichten Boden setzen und stehen mag ich auch nicht.“

„Gute Idee, ich helfe dir dabei“, meinte Adhara und wandte sich Solie zu, „du wartest hier.“ Das junge Mädchen nickte nur stumm und zog die durchnässte Decke noch enger an sich. Adhara hätte es gar nicht

erwähnen müssen, denn Solie verspürte absolut keine Lust, sich vom Fleck zu rühren.

Nach einiger Zeit kamen die beiden wieder zurück und zogen einen schweren dicken Ast hinter sich her. Sie legten ihn quer zum Baumstamm und ließen sich darauf nieder. Atair und Adhara nahmen Solie in die Mitte und nutzten ihre Decke gemeinsam. Besser eine nasse als gar keine Decke, sie hielt auf jeden Fall den Wind ab.

Sie kuschelten sich aneinander und hofften, dass dieser Alpträum bald zu Ende war. „Sobald das Wasser weg ist“, sinnierte Atair laut, „müssen wir sehen, ob noch etwas zu retten ist, bevor wir zum nächsten Dorf aufbrechen. Hier können wir nicht bleiben. Es gibt weder Essen noch sauberes Wasser, alles wurde weggespült oder ist unter dem Schlamm vergraben.“

Es wurde Abend und es begann eine kalte Nacht, in der es endlich zu regnen aufhörte. Als der nächste Tag zu dämmern begann, versuchte Atair, aufzustehen. Durch die Kälte und das lange unbequeme Sitzen fühlten sich seine Beine steif und taub an. Er bemerkte, dass seine Adhara und Solie beim Aufstehen ähnlich litten.

Langsam machten sie sich an den Abstieg, um nach Brauchbarem zu suchen. Das Unwetter hatte ganze Arbeit geleistet. Nur zwei halbe Häuser erinnerten daran, dass hier einmal ein kleines Dorf stand. Überall lagen zerbrochene Holzbalken, Bretter und zerschlagenes Geschirr herum und waren zum Teil vom Schlamm verdeckt.

Achtsam kletterten sie über die breite Mure und betraten vorsichtig das zerstörte Haus, welches am Vortag noch ihr Zuhause gewesen war. Zu ihrer Überraschung fanden sie doch noch einige brauchbare Dinge, die Atair bei den übrigen Sachen unterbrachte.

Sorgfältig verknotete er die Decke wieder und betrachtete wehmütig die Verwüstung. Er versuchte nach außen hin für seine Frauen stark zu sein, was gar nicht so einfach war. Blickte er in ihre Gesichter, sah er Angst, Entsetzen und Verzweiflung.

Auch die übrigen Bewohner waren mit ihnen von den Hügeln hinunter gestiegen und betrauerten ihr Schicksal. Ihre Häuser waren fortgespült worden oder unter der Mure begraben.

Atair und Adhara bemerkten, wie sich die Überlebenden des Dorfes zusammenrotteten und zu tuschelten begannen. Immer wieder zeigten einige in ihre Richtung. Stimmen wurden lauter. Wütend, aber auch ängstlich klingende Ausrufe drangen an ihr Ohr. „Sie müssen gehen.“

„Die Götter lügen nicht.“

Solies Eltern wechselten sorgenvolle Blicke, sie ahnten was gleich

passieren würde. Schließlich kam ihnen der Dorfälteste, wacklig auf einen Stab gestützt entgegen. Die anderen Dorfbewohner stellten sich in einem Halbkreis hinter ihm auf. Manche hatten die Arme verschränkt und schauten sie wütend an. Angstvoll begann Solie zu weinen. Nur wenige schenkten ihnen sorgenvolle Blicke.

Die nette Frau, die ihnen vor neun Jahren das Leben rettete und sie nie als Fremde sah, hatte im vergangenen Winter ihre letzte Reise angetreten. Der Dorfälteste er hob nun anklagend seine zittrige Stimme: „Der Rat hat entschieden. Seit Anbeginn der Dorfgemeinschaft haben uns die Götter nicht so bestraft. Erst seit ihr hier als Fremde in unser Land gekommen seid! Die Götter sind erzürnt, weil wir euch Unterschlupf gewährt haben. Nur deshalb haben sie unser Dorf zerstört. Ihr werdet nun sofort gehen und lasst euch hier nie wieder blicken!“

Solie schrie entsetzt auf: „Warum? Was haben wir ihnen getan?“ Sie riss sich von Adhara los und rannte zu einem Mädchen, mit dem sie oft gespielt hatte. Sie wollte sie umarmen, sich an ihr festklammern, doch der Vater des Mädchen stellte sich ihr in den Weg.

Er schubste sie in den Schlamm, so dass Solie die Augen aufriss. Entsetzen und Unverständnis zierten ihr Gesicht. Auch das Mädchen versuchte Solie zu erreichen. Verzweifelt streckte sie ihr die Arme entgegen und rief ihren Namen, wurde jedoch von ihrer Mutter zurückgehalten.

Geschockt und erzürnt machte Atair die paar Schritte auf Solie zu und half ihr, aufzustehen. Mit grimmigen Blick wandte er sich fassungslos an den Dorfältesten.

„Wir sind sicher schuldlos an eurem Schicksal und dem Unwetter. Die Götter brachten uns in euer Dorf, um meine Frau vorm sicheren Tod zu bewahren und nun trefft ihr diese, Gottes ungewollte, Entscheidung. Wir beugen uns eurem Willen und werden gehen. Über euer Tun mögen die Götter urteilen. Trotz eurer Torheit, danke ich für die bisherige Gastfreundschaft.“

Mit diesen Worten wandte er sich zum Gehen. Adhara und Solie folgten ihm, jedoch drehte sich Solie immer wieder um und wechselte mit dem Mädchen verzweifelte Blicke. Manche Dorfbewohner waren durch Atairs Rede verunsichert, trauten sich jedoch aus Angst nicht, die Familie zurück zu holen.

Das Dorf Mingard

Einige Tage wanderte die kleine Familie einen staubigen Weg entlang, der sie vorbei an großen Feldern und Wiesen führte. In kleinen Waldstücken fanden sie einige Beeren, die sie gierig aßen. Als die Sonne langsam unterging, suchten sie sich einen geeigneten Lagerplatz, wo sie die Nacht verbringen konnten. Am nächsten Tag setzten sie den Weg fort und bemerkten um die Mittagszeit am Straßenrand einen Wagen.

Als sie näher kamen, sahen sie einen mittelgroßen, kräftigen Mann, der etwas ratlos wirkend vor seinem Wagen stand. Atair trat an ihn heran und fragte freundlich: „Die Götter zum Gruße, werter Wandersmann, benötigt Ihr womöglich Hilfe?“

Mit beiden Händen fuhr sich der ältere Mann durch seine etwas schütteren, grauen Haare. „Das weiß ich nicht, aber wenn Ihr im Stande seid, eine gebrochene Deichsel zu reparieren, dann ja.“

Atair betrachtete den Schaden an dem Wagen, der von zwei Ochsen gezogen wurde und mit allerlei Waren und Lebensmitteln beladen war. Es war eine v-förmige Deichsel, bei der ein Holm gebrochen war. In Gedanken ging er bereits eine Idee durch, wie er den Schaden provisorisch beheben könnte.

„Bis wohin muss es denn halten?“, fragte Atair nachdenklich den Mann und legte dabei den Deckenbeutel ab.

„Ich müsste noch bis Mingard“, antwortete der Mann. „Das liegt noch etwa drei Stunden von hier.“ Wie von den dreien bereits aus dem Dorf gewohnt, schaute er sie musternd an.

Sie trugen längst dieselbe Kleidung wie die Bewohner Eligrands, jedoch hatten sie noch immer einen deutlichen Akzent. Aber dies kommentierte der Händler noch nicht.

„Habt Ihr vielleicht ein starkes Seil dabei?“, fragte Atair und erklärte: „Damit könnte ich die Deichsel soweit reparieren, dass sie bis nach Mingard hält.“

Erstaunt blickte der kleinere Mann zu Atair auf und fragte überrascht: „Ihr könnt das mit einem Seil reparieren?“

„Wenn Ihr ein Seil dabeihabt“, nickte Atair, „wäre es einen Versuch wert.“ Immer noch fassungslos, dass ihm tatsächlich jemand helfen könnte, starnte der vermeintliche Händler den großen Mann an. Geduldig wartete Atair auf eine Antwort und hakte schließlich vorsichtig nach: „Habt Ihr denn nun ein Seil?“

„Ja ... ja natürlich. Bitte wartet einen Moment, ich hole es sofort“, gab